

Wie man eine sprachwissenschaftliche (Seminar-)Arbeit schreibt

Erfahrungsgemäß fällt es vielen Studierenden schwer, ihre erste sprachwissenschaftliche Hausarbeit zu schreiben, und allzu häufig werden die gleichen vermeidbaren Fehler gemacht. Dieser Leitfaden soll helfen, diese Klippen zu umschiffen und eine möglichst gute Arbeit zu schreiben – sei es eine einfache Seminararbeit oder eine Bachelor- bzw. Masterarbeit. Das Wichtigste zuerst: Es soll sich um eine **wissenschaftliche** Arbeit handeln. Im Idealfall fällt die Arbeit so aus, dass man sie in dieser Form auch in einer wissenschaftlichen Fachzeitschrift abdrucken könnte. Sollten Sie also eine wissenschaftliche Laufbahn einschlagen und dabei in die Verlegenheit kommen, einen Aufsatz für eine Fachzeitschrift oder einen Sammelband zu schreiben, gelten die gleichen Regeln – und umgekehrt gilt: Wenn Sie viele Fachpublikationen lesen, bekommen Sie schnell ein Gefühl für Aufbau und Stil wissenschaftlicher Aufsätze. Wenn Sie sich daran orientieren, können Sie eigentlich wenig falsch machen. Grundsätzlich gilt aber natürlich: Wenn Sie eine Seminararbeit schreiben, sollten Sie sich zunächst an den Vorgaben Ihrer Dozentin/Ihres Dozenten (bzw. Ihrer Universität oder Ihres Fachbereichs) orientieren. Wenn Sie einen wissenschaftlichen Aufsatz für eine Publikation schreiben, informieren Sie sich, ob die Zeitschrift bzw. der Verlag ein *Style Sheet* hat, an dem Sie sich orientieren sollten.

1.1 Vor allem anderen: Die Fragestellung...

Jede wissenschaftliche Arbeit beginnt mit einer Fragestellung. Diese Aussage führt manchmal bei Studierenden zu Verwirrung: Oft lese ich Hausarbeiten, bei denen Studierende glauben, unbedingt eine „Fragestellung“ in Form eines Fragesatzes im Titel oder zu Beginn der Arbeit einbauen zu müssen. Manchmal handelt es sich bei besagtem Fragesatz aber gar nicht um eine wissenschaftliche Fragestellung. Zudem werden die Termini *Fragestellung* und *Hypothese* bisweilen verwechselt.

Die **Fragestellung** ist schlicht und einfach das Erkenntnisinteresse, das Ihrer Arbeit zugrundeliegt. Beispiel: Sie möchten wissen, ob Menschen in Süddeutschland schneller zum *Du* übergehen als Menschen in Norddeutschland. Das ist eine wissenschaftlich valide Fragestellung, die sich einfach in eine Hypothese umformulieren lässt.

Fragestellung: Gehen Menschen in Süddeutschland schneller zum *Du* über als Menschen in Norddeutschland?

Hypothese: Menschen in Süddeutschland gehen schneller zum *Du* über als Menschen in Norddeutschland.

1.2 ... und die Operationalisierung

Die Fragestellung muss dann noch operationalisiert, d.h. in ein konkretes, tatsächlich umsetzbares Forschungsprojekt „übersetzt“ werden. Wenn Sie z.B. die oben genannte Fragestellung grundsätzlich und endgültig beantworten wollten, bräuchten Sie eine Datenbank mit allen Äußerungen, die Sprecherinnen und Sprecher in Süd- und Norddeutschland tätigen bzw. in einem bestimmten für Sie interessanten Zeitraum getätigt haben. Aus offensichtlichen Gründen ist das nicht möglich, denn die allermeisten Äußerungen werden ja (zum Glück!) niemals aufgezeichnet. Und selbst wenn es eine solche Datenbank gäbe, wäre die Datenmenge viel zu riesig, als dass man sie in einem einigermaßen vernünftigen Zeitraum auswerten könnte. Daher müssen Sie einen anderen Weg wählen: Beispielsweise können Sie mit Korpora arbeiten oder aber Menschen direkt befragen (Fragebogenstudie). Damit machen Sie Ihre Fragestellung gewissermaßen handhabbar.

Die beste Fragestellung und die beste Operationalisierung nützen jedoch wenig, wenn sie nicht gut und verständlich dargestellt werden. Diesem Aspekt der Präsentation widmen sich daher die folgenden Abschnitte dieses Leitfadens.

2. Aufbau

Die Arbeit beginnt mit einer **Einleitung**, in der Fragestellung und Ziel der Studie klar formuliert werden. Auch sollte hier der Rahmen der Arbeit klar abgesteckt werden – das ist besser, als im Hauptteil immer wieder Themen kurz anzureißen, nur um dann festzustellen, dass eine ausführlichere Behandlung den Rahmen der Arbeit sprengen würde. Sinnvoll und leserfreundlich ist es, in der Einleitung auch einen Überblick über die Gliederung der Arbeit zu geben.

Es folgt der **Hauptteil**. Hier bietet es sich an, zunächst einen Forschungsüberblick zu geben, der die wichtigsten Erkenntnisse und offenen Fragen aus der bisherigen Literatur knapp zusammenfasst. Bei empirischen Studien sollte ein Methodenteil folgen, in dem die Herangehensweise klar beschrieben wird, ehe die Ergebnisse dargestellt werden. Tabellen und Grafiken sind dabei sehr willkommen. Zentral ist das Kriterium der Nachvollziehbarkeit: Die Leserin oder der Leser soll genau erkennen können, was Sie wie gemacht haben und welche Ergebnisse Sie dabei erzielt haben, und prinzipiell in die Lage versetzt werden, Ihre Studie selbst zu replizieren. Bei rein theoretischen Arbeiten ist es empfehlenswert, in der Einleitung eine oder mehrere These(n) zu formulieren, die im Hauptteil dann auf Grundlage der einschlägigen Fachliteratur verteidigt wird/werden. Dabei ist es sinnvoll, die Argumente verschiedener Autorinnen und Autoren einander gegenüberzustellen, sie abzuwägen und zu einer (begründeten!) eigenen Position zu finden.

Der Hauptteil kann dazu verleiten, zu „mäandern“ und von einem Thema zum nächsten zu kommen – das sollte vermieden werden: Der Bezug zur Fragestellung darf nicht verlorengehen.

Am Ende der Arbeit sollte ein **Fazit** stehen, das die Ergebnisse zusammenfasst und gerne mit einem **Ausblick** einhergehen darf, in dem Desiderata für zukünftige Studien aufgezeigt werden.

Der Arbeit wird ein Deckblatt mit **Titel** vorangestellt. Der Titel ist insofern nicht ganz unwichtig, als er in aller Regel einen ersten Eindruck von der Arbeit vermittelt. Er sollte knapp und sachlich zusammenfassen, worum es in der Arbeit geht und ggf. auch mit welcher Methode die gewählte Fragestellung angegangen wird. Er sollte aus nicht mehr als zwei Teilen (Übertitel und Untertitel) bestehen. Im Übertitel kann bspw. ein Zitat wie in (1) unten oder Beispiele wie in (2) stehen, die das untersuchte Phänomen gut illustrieren; in diesem Fall wird dann das Thema im Untertitel konkretisiert. Der Titel kann jedoch auch schnörkellos aus nur einem Teil bestehen, wie in (3). [Die Titel sind in den Beispielen jeweils unterstrichen.]

- (1) Kempf, Luise. 2010. In Erober: und Plünderung der Stadt: Wie die Ellipse von Wortteilen entstand. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 132. 343–365.
- (2) Nübling, Damaris. 2011. Von der Jungfrau zur Magd, vom Mädchen zur Prostituierten. Die Pejorisierung der Frauenbezeichnungen als Zerrspiegel der Kultur und als Effekt männlicher Galanterie? In Jörg Riecke (ed.), Historische Semantik, vol. 2, 344–359. (Jahrbuch Für Germanistische Sprachgeschichte). Berlin, New York: De Gruyter.
- (3) Saltveit, Laurits. 1960. Besitzt die deutsche Sprache ein Futur? Der Deutschunterricht 12. 46–65.

Infobox 1: Linguistische Auszeichnungen und Konventionen

In der Linguistik gibt es einige Notationskonventionen, mit denen man sich vertraut machen muss, um sprachwissenschaftliche Texte zu verstehen. Auch für wissenschaftliche Arbeiten in der Linguistik (einschließlich Seminar- und Abschlussarbeiten) sind diese Konventionen obligatorisch.

<i>Kursivierung</i>	Metasprachliches wird kursiv gesetzt. Der Unterschied zwischen Metasprache einerseits und Objektsprache andererseits lässt sich an einem einfachen Beispiel illustrieren: In dem Satz „Der Hund hat vier Beine“ wird das Wort <i>Hund</i> objektsprachlich gebraucht, bezieht sich also auf das Tier. In dem Satz „Das Wort <i>Hund</i> beginnt mit dem Laut /h/“ wird <i>Hund</i> metasprachlich gebraucht: es geht um das Wort, um die sprachliche Einheit.
„...’	In einfachen Anführungszeichen stehen Bedeutungsangaben, z.B.: das engl. Wort <i>dog</i> ‚Hund’
/hʊnt/	In /.../ stehen Phoneme . Unter Phonemen versteht man die kleinste bedeutungsunterscheidende Einheit: Im sog. Minimalpaar <i>Haus</i> vs. <i>Maus</i> kommt der Bedeutungsunterschied nur durch ein einziges variierendes Phonem – /h/ vs. /m/ – zustande.
[hʊnt]	In [...] stehen Phone . Unter Phonem versteht man die konkrete lautliche Realisierung eines Phonems. So kann das Phonem /ʁ/ in <i>richtig</i> (in Lautschrift: [ʁa:t] bzw. [ra:t]) als Gaumenzäpfchen-r gesprochen werden ([ʁ]), was die in Deutschland verbreitetste Variante ist. Gerade in Bayern, Österreich und der Schweiz findet man aber auch das „rollende“ Zungenspitzen-r ([r]) (vgl. Meibauer et al. 2002: 87; Becker 2012: 27f.).
<Hund>	In <...> werden Grapheme notiert, also Schriftzeichen. Zu den großen „Aha-Erlebnissen“ angehender Studierender der Sprachwissenschaft gehört oft die Erkenntnis, dass Sprache und deren Verschriftung zwei unterschiedliche Dinge sind. Dies wird schon im mehrfach erwähnten Beispiel <Hund> deutlich: Ob wir uns dessen bewusst sind oder nicht – wir sprechen <i>Hund</i> nicht mit einem /d/, also einem stimmhaften Plosiv, aus, sondern mit /t/, einem stimmlosen Laut. Noch deutlicher wird der Unterschied zwischen Sprache und Schrift, wenn wir uns vor Augen führen, dass in einigen Fällen ein Laut (z.B. /ʃ/) durch drei Grapheme wiedergegeben wird (<sch>) oder dass das gleiche graphische Zeichen (z.B. der Digraph <ch>) für ganz unterschiedliche Laute stehen kann (/ç/ in <i>ich</i> vs. /x/ in <i>ach</i>).
> (und <)	> ist zu lesen als ‚wandelt sich zu’, z.B. <i>gebollen</i> > <i>gebellt</i> ‚gebollen wandelt sich zu <i>gebellt</i> ’. < ist umgekehrt zu lesen als ‚geht hervor aus’, z.B. entsprechend <i>gebellt</i> < <i>gebollen</i> ‚gebellt geht hervor aus <i>gebollen</i> ’.
*	Der Asterisk kennzeichnet in der Regel ungrammatische Formen, die als Beispiele angeführt werden, z.B. <i>*die Computers</i> . Zudem werden damit nicht belegte und rekonstruierte Formen ausgezeichnet, etwa in einem Satz wie: Das deutsche Wort <i>Bruder</i> geht auf indoeuropäisch <i>*bhrāter-</i> zurück. Da uns aus dem Indoeuropäischen keine Quellen überliefert sind, ist die genannte Form nicht belegt. Vielmehr wurde sie auf Grundlage vergleichender Studien zwischen vielen indoeuropäischen Einzelsprachen rekonstruiert.

Zur Darstellung von Phonem und Phonemen wird das **Internationale Phonetische Alphabet** verwendet, kurz IPA. Die jeweils aktuelle Version des IPA findet sich auf der Seite der International Phonetic Association unter <https://www.internationalphoneticassociation.org/content/full-ipa-chart> (zuletzt abgerufen am 19.04.2016).

3. Häufige Fehler

3.1 Inhalt

- Die Ermutigung, in Hausarbeiten eine eigene Meinung zu vertreten, wird bisweilen missverstanden. Rein subjektive Meinungen haben in einer wissenschaftlichen Arbeit keinen Platz: Wenn Sie für oder gegen einen bestimmten Standpunkt argumentieren, müssen Sie sich auf intersubjektiv nachvollziehbare und überprüfbare Fakten stützen. Formulierungen wie „Meiner Meinung nach“ erübrigen sich daher auch weitestgehend.
- Auch bei Arbeiten, die sich eher auf gegenwartssprachliche Daten beziehen (z.B. zu Zweifelsfällen), sollte die Perspektive in aller Regel eine klar **deskriptive** sein. Es geht nicht darum, zu bestimmen, was „richtiges Deutsch“ ist oder wie „sinnvoll“ es ist, diese oder jene Konstruktion zu gebrauchen. Vielmehr geht es um die Beschreibung des Sprachgebrauchs und – idealerweise – darum, daraus Schlussfolgerungen über die Mechanismen und Prinzipien zu ziehen, die Sprache und Sprachwandel zugrundeliegen.
- Da es sich um eine wissenschaftliche Arbeit handelt, sollte sie auch von der **wissenschaftlichen Methode** Gebrauch machen. In studentischen Arbeiten finden sich oft Formulierungen wie *einen Beweis für etw. erbringen* oder *eine Hypothese verifizieren*. Denken Sie daran, dass beides nicht möglich ist – weder können wir die Richtigkeit einer Theorie oder einer Hypothese endgültig „beweisen“, noch können wir Hypothesen mit absoluter Sicherheit als richtig anerkennen.

Infobox 2: Untersuchung und Untersuchungsgegenstand

Eine überraschend häufige Fehlerquelle in Seminararbeiten besteht darin, dass Untersuchungsprozess bzw. -methode und Untersuchungsgegenstand vermischt werden. Das mag teilweise daran liegen, dass einige Begriffe diesbezüglich doppeldeutig sind: So können Begriffe wie *Phonologie* und *Morphologie* sowohl sprachliche Phänomene bezeichnen als auch die sprachwissenschaftlichen Teildisziplinen, die sich mit ihnen beschäftigen. Derlei Mehrdeutigkeiten ergeben sich häufig, wenn zwischen Konzepten eine enge logische oder sachliche Verbindung besteht (Metonymie): So kann sich *die Universität* auf das Gebäude oder auf die Institution beziehen.

Es ist jedoch sehr wichtig, sich klarzumachen, dass das, was wir untersuchen – also unser **Untersuchungsgegenstand** – nicht damit gleichzusetzen ist, *dass* oder *wie* wir es untersuchen. Das mag trivial erscheinen, aber viele studentische Seminararbeiten zeigen, dass dieser Unterschied oft nicht gemacht wird: Da heißt es dann beispielsweise, dass der *am*-Progressiv „in der germanistischen Sprachwissenschaft etwa seit dem Jahr 1500“ existiere oder dass „die Grammatikalisierungstheorie“ das *werden*-Futur hervorbringe.

Solche Ungenauigkeiten sind teilweise wohl auch auf das klassische Dilemma der Sprachwissenschaft zurückzuführen, dass wir *mit Sprache über Sprache* reden. Eine wichtige Erkenntnis, die ich in all meinen Seminaren zu vermitteln versuche, ist diese: Wissenschaft hilft uns, die Dinge in der Welt zu verstehen, und zwar durch *Kategorisierung* und *Modellbildung*. Kategorisierung heißt, dass wir das, was wir beobachten, salopp gesagt, in Schubladen stecken. Diese Schubladen können beispielsweise „Nomen“, „Verb“, „Adjektiv“ heißen oder „Phonologie“, „Morphologie“, „Syntax“. Ein solcher Kategorisierungsprozess ist zugleich ein Beispiel für wissenschaftliche Modellierung. Modellbildung kann *beschreibend* und *erklärend* sein, wobei sich beide Funktionen oft überschneiden (vgl. Frigg & Hartmann 2017). Wenn wir z.B. Wörter in Wortartenkategorien einteilen, erarbeiten wir auf Grundlage bestimmter Beobachtungen – z.B., dass Verben nach Person und Tempus, Nomen nach Kasus und Numerus flektiert werden – ein Modell darüber, wie die Sprache, die wir untersuchen, organisiert ist. Oft wollen wir aber auch über unsere Beobachtungen hinausgehen und beispielsweise erklären, wie ein System, das wir heute beobachten können, zustande gekommen ist. So gibt es in der Sprachwissenschaft verschiedene Modelle, die zu erklären versuchen, wie sich die germanischen Sprachen entwickelt haben, etwa die Stammbaumtheorie und die Wellentheorie (vgl. dazu Seebold 1998; Schmid 2013: 6). Weil Theorien und Modelle immer Ergebnisse menschlicher Interpretation sind, ist es wichtig, sie nicht mit Fakten zu verwechseln. Modelle können falsch sein, Fakten nicht. Man kann es auch schärfer formulieren: „All models are wrong but some are useful“ (Box 1979), oder: „Models are lies that lead us to the truth“ (Gray & Atkinson 2006: 94).

3.2 Stil

Vorab: Warum ist dieser Leitfaden so präskriptiv?

In sprachgeschichtlichen Seminaren verwenden Dozierende wie ich immer viel Mühe darauf, den Studierenden nahezubringen, dass Sprachwandel etwas ganz Natürliches ist und neue Formen nicht als „Fehler“ abqualifiziert werden sollten. Warum also bestehen wir Dozierenden z.B. auf normgerechter Orthographie und Interpunktion und warum raten wir zu einigen stilistischen Entscheidungen, während wir von anderen abraten? Tun wir das nur, um Sie zu quälen?

Natürlich nicht – vielmehr geht es darum, Ihnen nahezubringen, dass Sprache immer auch ein System von **Konventionen** ist. So gibt es im Alltag Konventionen dafür, wie man sich begrüßt und verabschiedet, und auf Textsortenebene gibt es Konventionen dafür, wie man etwa einen formellen Brief oder ein amtliches Schreiben formuliert. Daher gehört es zum kompetenten Umgang mit einer Textsorte, ihre Konventionen zu beherrschen. Das gilt auch und gerade für die Textsorte „wissenschaftlicher Aufsatz“, zu der eben auch Hausarbeiten gehören.

Wenn ich nun eine Hausarbeit als sprachwissenschaftlichen „Datensatz“ betrachte, dann finde ich viele der „Fehler“ bzw. Konventionsbrüche, die darin begangen werden, hochinteressant. Wenn ich die Arbeit jedoch als Vertreter der Textsorte „wissenschaftlicher Aufsatz“ beurteile, muss ich natürlich („präskriptiv“) prüfen, ob sie den Konventionen der Textsorte entspricht.

Das bedeutet freilich nicht, dass Konventionen unwandelbar seien. Wenn Sie wissenschaftliche Aufsätze etwa aus dem späten 19. Jh. lesen, werden Sie feststellen, dass sie ganz anders geschrieben sind als moderne Aufsätze. Das ist jedoch das Ergebnis gradueller Wandelprozesse. So wie Sie vermutlich auch ein Bewerbungsschreiben nicht als WhatsApp mit dem Text „ey dude kannst mir n Job geben“ verschicken, auch wenn das in der Zukunft vielleicht irgendwann einmal üblich sein wird, sollten Sie sich daher auch bei wissenschaftlichen Seminararbeiten an die derzeit gängigen Konventionen halten.

- In vielen Fällen versuchen Studierende, einen möglichst originellen **Einstieg** in ein Thema zu finden, indem sie etwa ein Sprichwort, eine Begebenheit oder sogar ein eigenes Erlebnis als „Aufhänger“ verwenden. Nur in den wenigsten Fällen gelingt dies. Halten Sie Ihre Einleitung lieber knapp, präzise und schnörkellos. Vergessen Sie nicht: Ihre Leserinnen und Leser sind Nerds, deren Aufmerksamkeit man mit einem Einstieg wie „Diese Arbeit befasst sich mit der diachronen Entwicklung des Rezipientenpassivs.“ viel nachhaltiger gewinnen kann als mit einer langwierigen Anekdote darüber, wie Sie einst über die Formulierung stutzten, dass Ihre Freundin „das Fahrrad geklaut kriegte“.
- Dieser „journalistisch“ angehauchte Stil ist auch in anderer Hinsicht weit verbreitet: So neigen manche Studierende dazu, möglichst viele Synonyme für ein und denselben Begriff zu finden. Gerade bei Fachbegriffen sollte das aber vermieden werden. Gleiches gilt, wenn Sie zitieren – dazu mehr unten unter „Wie zitiere ich richtig?“
- Oft wird dazu geraten, das „Ich“ in wissenschaftlichen Arbeiten zu vermeiden, was dazu führt, dass man bisweilen haarsträubende **Passivkonstruktionen** liest. Eher vermeiden sollte man Reflexivkonstruktionen im Passiv wie *Nun wird sich dem nächsten Thema zugewandt*. Generell ist gegen eine sparsame Verwendung des „Ich“ nichts einzuwenden. Eine gute Lösung ist oft auch, die Arbeit selbst oder einzelne Teile davon in der Subjektposition zu verwenden: *Diese Arbeit befasst sich mit der*

Entwicklung des Passivs im Deutschen; Abschnitt 5 widmet sich der qualitativen Analyse repräsentativer Korpusbeispiele.

- Ein weiterer Grund, warum Passivkonstruktionen in studentischen Hausarbeiten bisweilen überstrapaziert werden, ist vermutlich, dass sie als Merkmale eines typisch wissenschaftlichen Stils gelten. Gleiches gilt für Fremdwörter, Funktionsverbgefüge, *ung*-Nominalisierungen u.ä. Das verführt dazu, diese Elemente viel zu häufig, an den falschen Stellen oder schlicht falsch anzuwenden. Um ein Beispiel zu geben, das dem authentischen Anfang einer Seminararbeit nachempfunden ist: *In mündlichen und schriftlichen Diskursen der deutschen Sprache ist konstatiert, dass der am-Progressiv häufig von Gebrauch ist.* Abgesehen davon, dass das Funktionsverbgefüge **von Gebrauch sein* im Deutschen nicht wirklich in Gebrauch ist, wird hier nicht klar, von welchen *Diskursen* die Rede ist und warum diese für das Thema relevant sind. Besser und schnörkelloser wäre z.B.: *Wie zahlreiche neuere Studien zeigen, wird der am-Progressiv sowohl im gesprochenen als auch im geschriebenen Gegenwartsdeutschen häufig gebraucht* (vgl. van Pottelberge 2004; Flick & Kuhmichel 2013; Flick 2016).
- Der **Konjunktiv** wird in studentischen Arbeiten oft überstrapaziert.¹ Wenn bspw. über eine Präposition wie *nach* oder *laut* kenntlich gemacht wird, wer die dargestellte Ansicht vertritt, steht üblicherweise der Indikativ: *Laut Szczepaniak (2007) hat sich das Deutsche von einer Silben- zu einer Wortsprache entwickelt*, nicht: **Laut Szczepaniak (2007) habe sich das Deutsche von einer Silben- zu einer Wortsprache entwickelt*. Stephany & Froitzheim (2009: 77) raten dazu, den Konjunktiv nur in sehr kurzen Textpassagen zu verwenden.
- Ebenso wie ein bemüht hochgestochener Stil sollten allzu umgangssprachliche Elemente vermieden werden. Dazu gehört z.B. das Aufspalten von Haupt- und Nebensatz in zwei Sätze: **Noam Chomsky gilt als bedeutendster Linguist des 20. Jahrhunderts. Wobei seine Theorien jedoch nicht unumstritten sind.* Auch Sätze, die mit der Konjunktion *denn* verbunden sind, oder *zwar-aber*-Sätze sollten i.d.R. nicht aufgespalten werden (außer wenn beide Teilsätze extrem lang sind): *Bei sekundären Präpositionen kommt es oft zu Zweifelsfällen, denn sie schwanken zwischen Genitiv- und Dativrektion*, nicht **Bei sekundären Präpositionen kommt es oft zu Zweifelsfällen. Denn sie schwanken zwischen Genitiv- und Dativrektion.*
- Bisweilen sind Seminararbeiten sehr **wiederholungslastig**. Etwas Wiederholung kann zwar nicht schaden (zugegebenermaßen neige ich selbst in meinen wissenschaftlichen Arbeiten dazu, Dinge öfter als nötig zu wiederholen), allerdings darf das nicht dazu führen, dass dieselbe Aussage wieder und wieder getroffen wird. Oft resultieren solche Wiederholungen daraus, dass die Arbeit keine klare Fragestellung verfolgt und/oder versucht, eine These, die sich in einem einzigen Satz zusammenfassen lässt, auf mehreren Seiten allzu ausführlich zu erklären, anstatt zu versuchen, sie mit stichhaltigen Argumenten zu untermauern.

3.3 Orthographie und Interpunktion

- Bitte achten Sie auf Rechtschreibung und Interpunktion und lesen Sie Ihre Arbeit vor der Abgabe noch einmal korrektur, um eventuelle Tippfehler zu tilgen. Häufige Rechtschreibfehler sind z.B. **Standart* statt *Standard*, **Diphtong* statt *Diphthong*.
- Bei der **Kommasetzung** kommt es häufig zu systematischen Fehlern:
 - Bitte vermeiden Sie das sog. Vorfeldkomma: *Nach dem Schwimmen [KEIN KOMMA!] gingen wir essen; nach einer Präpositionalphrase [KEIN KOMMA!] steht kein Komma.*

¹ Zugegebenermaßen neige auch ich dazu, manches überzustrapazieren, z.B. das Wort *überstrapazieren*.

- Vor koordinierenden Konjunktionen wie *und* oder *sowie* steht kein Komma: *Ich bekam drei französische Faverolles, zwei Turteltauben [KEIN KOMMA] sowie ein Rebhuhn in einem Birnbaum.* Ausnahme: Wenn vor der koordinierenden Konjunktion ein Nebensatz endet, muss dieser natürlich durch ein Komma abgetrennt werden (s.u.): *Ich bekam zwei Turteltauben, die ich nicht wollte, und ein Rebhuhn in einem Birnbaum.*
- Auch bei sog. paarigen Junktionen wie *sowohl – als auch* und *weder – noch* steht KEIN Komma: *Der Wal ist weder ein Fisch [KEIN KOMMA!] noch ein Vogel.*
- Hingegen sind Nebensätze immer durch Kommata abzutrennen; in vielen Hausarbeiten sehe ich, dass das Komma (möglicherweise in einer Übergeneralisierung des o.g. Vorfeldkommas!?) nur nach, aber nicht vor dem Nebensatz gesetzt wird: **Der Mann der auf der Bank sitzt, lächelt;* richtig: *Der Mann, der auf der Bank sitzt, lächelt.*
- Bitte vermeiden Sie Häufungen von Satzzeichen wie *?!?*. Das habe ich zwar auch gerade verwendet, aber wie so vieles ist das eine Textsortenfrage: Das hier ist ein flapsiges inoffizielles Dokument, in dem ich alberne Weihnachtslieder zitiere. Eine Hausarbeit hingegen ist ein wissenschaftlicher Aufsatz und sollte auch wie ein solcher geschrieben sein.

3.4 Verstöße gegen linguistische Konventionen

Bitte halten Sie sich genau an die o.g. linguistischen Konventionen. Insbesondere die Konvention, Metasprachliches kursiv zu setzen, wird häufig missachtet – stattdessen werden doppelte oder gar einfache Anführungszeichen gebraucht, obwohl Letztere ja für Bedeutungsangaben reserviert sind.

4. Literaturverweise und Literaturverzeichnis

4.1 Wie zitiere ich richtig?

In der Linguistik ist es üblich, Quellenangaben zu direkten und indirekten Zitaten direkt in den Text einzuflechten; indirekte Zitate werden durch *vgl.* gekennzeichnet:

Sprachwissenschaftler wie Franz Bopp oder Jacob und Wilhelm Grimm begründeten die sog. historisch-vergleichende Sprachwissenschaft (vgl. Schmidt 2007: 158). Fußnoten erübrigen sich durch diese Vorgehensweise weitestgehend.

Diese Zitierweise sollte vom ersten bis zum letzten Zitat konsequent durchgehalten werden – es ist nicht nötig, beim ersten Zitat die komplette Literaturangabe zu geben oder den Vornamen des Autors/der Autorin zu nennen, denn diese Informationen finden sich ja im Literaturverzeichnis am Ende der Arbeit. Vermeiden Sie unbedingt journalistische Umschreibungen wie *Die Mainzer Sprachwissenschaftlerin Kristin Kopf bemerkt dazu in ihrem Aufsatz* oder *Die Sprachwissenschaftlerin Hadumod Bußmann schreibt in ihrem „Lexikon der Sprachwissenschaft“*... Solche Formulierungen sind in einem populärwissenschaftlichen Text für Laien angebracht, nicht in einem Fachtext. Bei anaphorischer Referenz auf den Autor/die Autorin verwenden Sie am besten einfach *er* oder *sie*, keine Umschreibungen wie *der Sprachwissenschaftler, die Autorin* o.ä.

FALSCH!	richtig
Der Sprachwissenschaftler Dr. Stefan Hartmann von der Universität Hamburg schreibt in seiner Einführung „Deutsche Sprachgeschichte“, erschienen 2017 im Narr-Verlag, dass dieser Satz albern ist.	Laut Hartmann (2017) ist dieser Satz albern.
Dem schließt sich auch Hartmann an (vgl. Hartmann, Stefan 2017: Deutsche Sprachgeschichte. Tübingen: Narr.)	Dem schließt sich auch Hartmann (2017) an.
Auch sonst sollte man umständliche Umschreibungen in wissenschaftlichen Texten lieber vermeiden, fährt der 31-jährige in seinem Einführungswerk „Deutsche Sprachgeschichte“ (2017) fort.	Umständliche Umschreibungen sollten in wissenschaftlichen Texten generell vermieden werden (vgl. Hartmann 2017).
Hartmann (2017) weist darauf hin, dass man umständliche Umschreibungen vermeiden sollte. Diese Auffassung vertritt der Sprachwissenschaftler auch für den Bereich der anaphorischen Referenz.	Hartmann (2017) weist darauf hin, dass man umständliche Umschreibungen vermeiden sollte. Diese Auffassung vertritt er auch für den Bereich der anaphorischen Referenz.

Für die Zitate im Fließtext gilt: Wenn ein Werk zwei Autorinnen hat, werden beide genannt, also zum Beispiel: (vgl. *Nübling & Szczepaniak 2011*). Hat ein Werk drei oder mehr Autorinnen, kann man nach dem ersten Autorennamen ein *et al.* setzen, z.B. (vgl. *Bergmann et al. 2016*). Die weiteren Autoren sollten aber auf keinen Fall „unterschlagen“ werden – zitieren Sie also bitte Bergmann, Pauly & Stricker nicht als „Bergmann 2016“ und Nübling, Dammel, Duke & Szczepaniak nicht als „Nübling 2013“. Im Literaturverzeichnis werden dann alle Autorinnen und Autoren genannt.

4.2 Indirekte Zitate („zit. nach“)

Manchmal kommt es vor, dass man nicht aus einer Quelle direkt zitiert, sondern aus einer anderen Quelle, die diese Quelle zitiert. In der Regel sollte man das vermeiden, denn Sinn und Zweck der Literaturangabe ist ja die Nachprüfbarkeit, und mit jeder „Vermittlungsinstanz“, die zwischen der Originalquelle und dem Zitat liegt, steigt die Gefahr, dass sich ein Fehler einschleicht und die Nachprüfbarkeit damit verlorengeht (wie bei der „stillen Post“). Wenn irgend möglich, prüfen Sie daher alles, was Sie zitieren, im Original nach und wenden Sie indirekte Zitate à la „Meier 1968 zit. nach Müller 2000“ nur dann an, wenn Sie an Meier 1968 nicht herankommen (z.B. weil es ein unveröffentlichtes Manuskript ist). Ansonsten prüfen Sie das Zitat bitte nach und ersetzen Sie das indirekte Zitat durch ein direktes (also in unserem Beispiel: Müller 2000). Tipp: Manchmal muss man auch gar nicht lange suchen, sondern kann die entsprechende Stelle auch einfach bei Googlebooks finden.

Ganz wichtig: Wenn Sie dennoch ein indirektes Zitat verwenden, müssen **beide** Quellen (in unserem Beispiel also: Meier 1968 und Müller 2000) im Literaturverzeichnis angeführt werden - es genügt nicht, nur die „direkte“ Quelle anzugeben!

4.3 Welche Angaben gehören ins Literaturverzeichnis?

Es versteht sich von selbst, dass alle in der Arbeit zitierten Quellen im Literaturverzeichnis genannt werden müssen. Aber welche Angaben sind hier obligatorisch? Wann gibt man den Verlag an, wann nicht? Wann gibt man Herausgeber an, wann nicht? Die folgenden Angaben geben einen kurzen Überblick. Dabei ist wichtig zu wissen, dass man die Quellen, mit denen wir i.d.R. arbeiten, in drei grobe Kategorien einteilen können: Monographien, Aufsätze in

Sammelbänden und Zeitschriftenaufsätze.² Einen Sonderfall stellen Online-Publikationen dar, auf die wir im nächsten Abschnitt noch eingehen. **Rot hervorgehoben** sind Elemente, die obligatorisch sind, aber in Hausarbeiten gern übersehen werden. In (einfachen Klammern) stehen Elemente, die nicht obligatorisch sind, bei denen ich aber trotzdem dazu raten würde, sie anzugeben. ~~Durchgestrichen~~ sind Elemente, die in Hausarbeiten manchmal mit angegeben werden, aber nicht ins Literaturverzeichnis gehören.

Monographie:

Autor/in, Erscheinungsjahr, Titel der Monographie, Verlagsort, (Verlag), ggf. Auflage, ((Reihentitel, Reihenummer)), ~~Reihenherausgeber, Seitenanzahl~~

Erläuterungen: Monographien sind Buchpublikationen, die nicht aus einer Sammlung einzelner Aufsätze bestehen, sondern auf ein Thema fokussiert sind. Monographien erscheinen oft in sog. Reihen, z.B. „Reihe Germanistische Linguistik“, „Studia Linguistica Germanica“ etc. Diese Information wird oft mit angegeben, kann aber weggelassen werden, da die obligatorischen Angaben in aller Regel mehr als ausreichend sind, um die Monographie eindeutig zu identifizieren.

Beispiel: (grün: fakultative Angabe)

Dudel, Dagobert. 2018. *Onomatopoesie. Eine Einführung*. 3. Aufl. (Kurze Einführungen in die Linguistik, 5.) Entenhofen: Entevier.

Aufsatz im Sammelband:

Autor/in des Aufsatzes, Erscheinungsjahr, Titel des Aufsatzes, **Herausgeber/innen des Sammelbands, Titel des Sammelbands**, Verlagsort, (Verlag), ((Reihentitel, Reihenummer)) **Seiten** (d.h. die Angabe, über welche Seiten des Sammelbands sich der Aufsatz erstreckt).

Erläuterungen: Sammelbände sind Buchpublikationen, die aus mehreren Aufsätzen, in aller Regel von mehreren AutorInnen, bestehen. Sammelbände werden von einer oder mehreren Personen herausgegeben. Die HerausgeberInnen stellen die Beiträge zusammen und wählen sie, meist in Zusammenarbeit mit externen GutachterInnen, aus. Es ist Usus, beim Zitieren von Aufsätzen aus Sammelbänden nicht nur die AutorInnen des Aufsatzes zu nennen, sondern auch die HerausgeberInnen – und natürlich den Titel des Sammelbandes. Aufsätze in Sammelbänden haben daher die längsten und umständlichsten Literaturangaben, denn im Grunde kombiniert man zwei Angaben: Zum einen zitiert man den Sammelband, der quasi wie eine Monographie zitiert wird, nur dass man den Namen der Herausgebenden ein (Hrsg.) oder (eds.) hinzufügt; hinzu kommt die Angabe des Aufsatzes und auch der Seitenzahlen, über die er sich erstreckt. **Ganz wichtig:** Wenn Sie einen Aufsatz im Sammelband zitieren, genügt es **nicht**, im Literaturverzeichnis den Sammelband zu zitieren!

Beispiel:

Dudel, Dagobert. 2016. Lautsymbolik. In Daniel Düsenpiep (Hrsg.), *Handbuch der Phonologie und Phonetik*. Amsterdam: John Entjamins.

Zeitschriftenaufsatz:

Autor/in des Aufsatzes, Erscheinungsjahr, Titel des Aufsatzes, Zeitschrift, Jahrgang, (Ausgabe), **Seiten** (d.h. die Angabe, über welche Seiten des Zeitschriften-Jahrgangs sich der Aufsatz erstreckt), ~~Herausgeber, Erscheinungsort, Verlag~~

Erläuterungen: Wissenschaftliche Fachzeitschriften sind Publikationsorgane, die regelmäßig erscheinen. Meist ist es so, dass die Ausgaben, die innerhalb eines Jahrgangs erscheinen, kontinuierlich durchnummeriert werden. Beispiel: Die fiktive *Zeitschrift für Nonsenswörter* wurde 2005 gegründet. Es erscheinen vier Ausgaben im Jahr. In der dritten Ausgabe, die 2006, also im zweiten Jahrgang, erscheint,

² Es lassen sich noch deutlich feinkörnigere Unterteilungen vornehmen, aber nach meiner Erfahrung lassen sich die allermeisten Quellen in eine dieser drei Kategorien einteilen.

veröffentlicht Dagobert Dudel seinen Aufsatz *Überlegungen zu Didgeridoodeldoo*, der darin die Seiten 320 bis 340 umfasst.

Zeitschrift für Nonsenswörter, Jahrgang 1 (2005)

Ausgabe 1: S. 1–144

Ausgabe 2: S. 145–290

Ausgabe 3: S. 291–416

Ausgabe 4: S. 417–590

Zeitschrift für Nonsenswörter, Jahrgang 2 (2006)

Ausgabe 1: S. 1–140

Ausgabe 2: S. 141–280

Ausgabe 3: S. 281–424 – davon S. 320–340: Aufsatz von Dagobert Dudel

Ausgabe 4: S. 425–580

Zeitschrift für Nonsenswörter, Jahrgang 3 (2007)

Ausgabe 1: S. 1–150

Ausgabe 2: S. 151–300

Ausgabe 3: S. 301–420

Ausgabe 4: S. 421–600

Der Aufsatz wäre also wie folgt zu zitieren:

Dudel, Dagobert. 2006. Überlegungen zu Didgeridoodeldoo. *Zeitschrift für Nonsenswörter* 2(3), 320–340.

Die Angabe der Ausgabe, die meist in Klammern nach dem Jahrgang steht, kann weggelassen werden, da der Jahrgang ja i.d.R. ausreicht, um den Aufsatz zu finden.

Auch Zeitschriften werden von Verlagen publiziert und haben Herausgeber, doch beides wird bei Zeitschriftenaufsätzen **nicht** angegeben.

4.4 Zitieren von Online-Dokumenten

Im Zuge der Digitalisierung ist es immer häufiger notwendig, Online-Ressourcen zu zitieren, etwa die Webseiten von Korpora oder Zeitschriften, die nur online erscheinen wie beispielsweise „Linguistik online“. Dazu Folgendes:

- Ganz wichtig: Online ist nicht gleich online! Der Umgang mit wissenschaftlichen Zeitschriften hat sich in den letzten Jahren enorm verändert. Während meines Studiums war es noch üblich, sich Aufsätze ganz altmodisch aus der Druckausgabe der Zeitschrift zu kopieren. Heute sind die meisten Zeitschriften sowohl gedruckt als auch online verfügbar, wobei die Online-Ausgabe immer mehr zum Standard wird. Das PDF der Online-Ausgabe und die Druckausgabe sind jedoch in aller Regel identisch. Daher werden Online-Ausgaben von Zeitschriften wie gedruckte Zeitschriften zitiert, also z. B.:

Bloomfield, Leonard (1928): A note on sound change. *Language* 4(2), 99 – 100.

und nicht, wie man es manchmal in Seminararbeiten sieht:

Bloomfield, Leonard: A note on sound change. <http://www.jstor.org/stable/408791>
(abgerufen am 23. 09. 2017)

- Um sicherzustellen, dass ihre Arbeiten breit zugänglich sind, stellen viele Forscherinnen und Forscher ihre Aufsätze als Preprints auf ihrer Homepage oder in sogenannten Repositorien (kommerzielle wie academia.edu oder ResearchGate oder nicht-kommerzielle wie arXiv). Verlage unterscheiden sich darin, in welchem Maße sie eine solche sog. Selbstarchivierung erlauben: Bei einigen Verlagen darf die

Autorin nach kurzer Verzögerung das Original-PDF auf ihre Homepage stellen, bei anderen nur ein Manuskript. Generell gilt: Wo immer möglich, konsultieren Sie bitte die Verlagsversion, um sicherzustellen, dass Sie tatsächlich die finale Version des Aufsatzes mit den Original-Seitenzahlen verwenden. So stellen Sie sicher, dass Ihre Angaben auch dann nachprüfbar sind, wenn die Autorin plötzlich ihre Preprints offline nimmt – und Nachprüfbarkeit ist das A und O jeder wissenschaftlichen Arbeit.

- Dann gibt es allerdings, wie gesagt, Zeitschriften, die nur online erscheinen. Auch publizieren viele „klassische“ Zeitschriften Aufsätze *ahead of print* (manchmal auch „Online First“ genannt). Das heißt, dass ein Aufsatz online zugänglich ist, bevor er in eine Druckausgabe der Zeitschrift aufgenommen wird. Solche Online-Ressourcen erkennt man meist daran, dass es keine fortlaufende Seitennummerierung gibt, sondern die Seitenzählung bei jedem Aufsatz wieder mit 1 beginnt oder gar keine Seitenzahlen vorhanden sind. In solchen Fällen zitieren Sie bitte, sofern vorhanden, den Digital Object Identifier, kurz doi. Beispiel:

Roberts, Seán / Winters, James (2013): Linguistic Diversity and Traffic Accidents: Lessons from Statistical Studies of Cultural Traits. PLoS One 8(8). doi:10.1371 / journal.pone.0 070 902.

- Bei Online-Ressourcen ohne doi geben Sie bitte den Link an, gefolgt vom Datum, an dem die Ressource abgerufen wurde, also z. B. Digitales Wörterbuch der Deutschen Sprache, www.dwds.de (abgerufen am 23. 09. 2017).
- Bei vielen Korpora und anderen Ressourcen ist es so, dass Sie laut Nutzungsbedingungen nicht unbedingt die Online-Ressource selbst im Literaturverzeichnis angeben müssen, dafür aber einen bestimmten Aufsatz zitieren sollen, in dem das Korpus oder die Ressource vorgestellt wird. Hier sollten Sie jeweils den Hilfe-Bereich und / oder die Nutzungsbedingungen der jeweiligen Online-Plattform konsultieren.

4.5 Wie formatiere ich das Literaturverzeichnis?

Für die Formatierung des Literaturverzeichnisses empfehle ich das „Unified Style Sheet for Linguistics“³, für das Mark Dingemanse auch ein CSL-Stylesheet entwickelt hat, das man beispielsweise mit dem Open-Source-Literaturverwaltungsprogramm Zotero oder mit kommerziellen Programmen wie Citavi verwenden kann.⁴ Aber auch andere Stile sind völlig in Ordnung, solange sie einheitlich verwendet werden und solange die obligatorischen Angaben vorhanden sind.

4.6 Was ist zitierfähig?

Zu den Schlüsselkompetenzen in der Wissenschaft gehört es, seriöse wissenschaftliche Literatur zu erkennen und von pseudowissenschaftlichen Ergüssen oder auch gut gemeinten, aber nicht immer wissenschaftlich profunden Bemühungen von Laien zu unterscheiden. Das ist nicht immer ganz einfach. Als Faustregel kann man aber festhalten: Zitierfähig ist Literatur, die ein wissenschaftliches Begutachtungsverfahren (*peer-review*) durchlaufen hat. Das können Aufsätze in Zeitschriften mit *peer-review* sein oder auch Aufsätze in Sammelbänden sowie Monographien, die in renommierten Fachverlagen erschienen sind. Nicht zitierfähig ist z.B. Wikipedia. Hüten Sie sich auch vor Verlagen, die sich auf die Veröffentlichung von Hausarbeiten spezialisiert haben und deren Publikationen bei vielen

³ <http://celxj.org/downloads/USS-NoComments.pdf> (zuletzt abgerufen am 03.04.2017)

⁴ <http://www.zotero.org/styles/unified-style-linguistics> (zuletzt abgerufen am 30.04.2017)

GoogleBooks-Recherchen (sonst eigentlich ein guter erster Schritt, um Literatur zum jeweiligen Thema zu finden) dazu führen, dass man die wenigen seriösen Publikationen zwischen Unmengen an Seminararbeiten suchen muss.

Das heißt wohlgemerkt nicht, dass Seminararbeiten zwangsläufig schlecht oder gar unwissenschaftlich seien. Ganz im Gegenteil! Aber wer eine gelungene Seminararbeit geschrieben hat und sie nicht in der Schublade verschwinden lassen möchte, sollte sie entweder kostenlos auf der eigenen Homepage oder einschlägigen Portalen zur Verfügung stellen oder aber den Weg des wissenschaftlichen Begutachtungsverfahrens nicht scheuen.

5. „Vorbilder“ finden – Konventionen erkennen

Überspitzt könnte man sagen, wie eingangs angedeutet, dass es beim Schreiben einer wissenschaftlichen Arbeit vor allem auf gekonntes Nachahmen ankommt. Mit „Nachahmen“ meine ich natürlich nicht „Plagieren“ – dass Plagiate unmoralisch, unwissenschaftlich und im schlimmsten Fall strafbar sind, muss hier nicht eigens erwähnt werden. Aber Aufbau und Struktur einer wissenschaftlichen Arbeit sowie gängige Konventionen der sprachlichen Gestaltung einer solchen Arbeit lernt man am besten, indem man wissenschaftliche Aufsätze *liest*, im Idealfall möglichst viele. Wenn man mehrere Fächer studiert oder regelmäßig mit mehreren Teildisziplinen desselben Fachs in Berührung kommt (z.B. Linguistik und Literaturwissenschaft in der Germanistik), entwickelt man mit der Zeit auch ein Gespür dafür, welche Konventionen in welchem (Teil-)Fach gelten. An den einschlägigen „Vorbildern“ kann man sich dann für die eigene wissenschaftliche Arbeit orientieren.

Checkliste

Bevor Sie Ihre Arbeit abgeben, gehen Sie bitte gründlich die folgende Checkliste durch!

- Hat die Arbeit einen Titel? (Ich habe auch schon Hausarbeiten bekommen, die keinen hatten...)
- Ist der Titel aussagekräftig?
- Hat die Arbeit eine klare Fragestellung, auf die hin der gesamte Text ausgerichtet ist?
- Hat die Arbeit eine klare Gliederung? Und wenn ja, wird diese Gliederungen durch Überschriften deutlich? (Ich habe auch schon Hausarbeiten ganz ohne Überschriften bekommen...)
- Ist die Arbeit frei von Rechtschreib- und Interpunktionsfehlern? (Nutzen Sie bitte ein Rechtschreibprogramm und überprüfen Sie die Arbeit vor der Abgabe auf die oben genannten häufigen Fehler.)
- Sind die linguistischen Konventionen eingehalten? (Insbesondere: Kursivierung für Metasprachliches, keine Anführungszeichen o.ä.)
- Entspricht sie den in Ihrer Prüfungsordnung vorgesehenen Formalia? (Achten Sie besonders darauf, dass eine Eigenständigkeitserklärung beiliegt, wenn Ihre Prüfungsordnung eine solche vorsieht!)